

DIE FACKEL

Nr. 52

WIEN, ANFANG SEPTEMBER 1900

II. JAHR

DER GRAZER PARTEITAG

Aus einem Briefe

... Und jetzt fühlen Sie sich so klug als wie zuvor? Sind unzufrieden, lieber Genosse, weil Sie mehr erwartet haben und — anderes? Klagen, man höre zwar noch kräftige Worte, aber des Sinnes Schwingen seien ermattet? Unverbesserlicher Überschätzer der Menschheit! Sie vermeinten, just die Sozialdemokratie müsse den Wirkungen des allgemeinen Niederganges in unserem Volks— und Staatsleben entgehen? Ich Enttäuscher, selten Enttäuschter, habe mich oft genug bemüht, den anderen die Niedergangssymptome wahrnehmbar zu machen. Jetzt bin ich's zufrieden, daß die Sache noch nicht schlimmer steht, als es sich in Graz gezeigt hat. Freilich, wenn Sie auf die Genossen aus der Provinz große Hoffnungen gesetzt haben, begreife ich Ihre Ernüchterung und den Katzenjammer, der ihr gefolgt zu sein scheint. Ich aber war mir längst darüber klar, daß die Provinz uns nicht geben kann, was wir eigentlich brauchen: einen Führer. Aber wir haben doch V. A.? Gewiß, ein prächtiger Mensch, klug, zu klug und zu klügelnd leider in vielen Fällen; keine aktive Natur. Stark und groß im Dulden. Als die Sozialdemokratie noch verfolgt ward und Männer brauchte, die Verfolgungen ertragen konnten, haben ihm die Kraft, mit der er sie trug, und der Mut, mit dem er sich ihnen aussetzte, die Führerrolle zugewiesen. Später, als die Schwierigkeiten der Parteiorganisation den Genossen zu tun gaben, hat seine nachgiebige und stets vermittelnde Klugheit ihn unentbehrlich gemacht. Heute ist ein Mann vonnöten, der die Entschlossenheit zum Handeln besitzt. Adler besaß sie nie und ist jetzt vollends müde. Nerven, lieber Genosse! Auch der viel robustere Lueger ist heute nicht mehr, der er war. Wen gibt's außer dem Doktor? Schuhmeier — ausgeschumpfen. Skaret — kein Kopf. Ellenbogen — anständig und brauchbar, folglich ein guter Kassierer. Pernerstorfer — Gefühlssozialist, gehört eigentlich nicht in die Partei; guter Mensch und doch als Theaterkritiker gefürchtet von allen, die ihn lesen. Und die Genossen aus der Provinz? ... Das Auffallendste, was der Parteitag gezeigt hat, ist ihre völlige Ratlosigkeit. Einer nach dem andern ist aufgestanden, um gegen Victor Adler zu polemisieren; sie glauben nicht an die Wunderwirkungen seiner Parole: Erneuerung des Kampfes für das allgemeine Wahlrecht. Und als Adler auf Bretschneiders Frage, wer uns denn das allgemeine Wahlrecht geben soll, geantwortet hatte, wir müssten »nur« einen Staatsmann von Courage haben, der werde sich dann nicht den Kopf darüber zerbrechen, wie's verfassungsmäßig zu machen sei: — da sind wohl auch die letzten Gläubigen wankend geworden. Die Staatsmänner, und gar die von Courage, sind doch zu seltene Kostbarkeiten, als daß wir armen österreichischen Sozialdemokraten es uns vergönnen dürften, unser Parteiprogramm mit ihnen zu schmücken. Aber schließlich ...

schließlich hat man einstimmig den Antrag angenommen, die Erneuerung des Kampfes für das allgemeine Wahlrecht sei die wichtigste, nächste Aufgabe der Partei. Sie waren über die Einstimmigkeit erstaunt, lieber Genosse? Bedenken Sie, auch der Antrag betreffs der Agitation für das Frauenwahlrecht ist einstimmig angenommen worden. Und nicht ein Mann war dafür; niemand als die Weiber und auch die, glaub' ich, nur pro forma. Gemeinsame Ratlosigkeit schafft Einigkeit. Wenn irgendeiner etwas anderes vorzuschlagen gewußt hätte, als was Adler beantragte — Skaret mit seinem Generalstreik ist doch nicht ernst zu nehmen —, dann hätte die Abstimmung etwas bedeutet. Aber über ein paar gescheite kritische Bemerkungen kommt ja keiner hinaus.

Sie haben mit regstem Interesse die Debatte über die Agitation auf dem Lande verfolgt. Ich glaube, lieber Genosse, Sie überschätzen die Wichtigkeit der Sache. Ellenbogens Programm: eine fleißige Seminararbeit. Daß der Genosse Hertz zitiert wurde, hat mir viel Spaß gemacht. Er ist ein braver Schüler Lujó Brentanos; der hat ihm in einem Jahr so völlig den Kopf verdreht, daß er die für die sozialistisch—agrarisches Theorie grundlegende Frage der hypothekarischen Verschuldung der Bauerngüter nicht anders mehr als nach der Brentano'schen Klimax zu betrachten weiß: Kein Besitz, verschuldeter Besitz, freier Besitz. Und dieses Schülers Schüler ist Ellenbogen. Aber Vollmars Bemerkungen gegen die Freigeisterei, den Aufklärer, der bei uns die Köpfe der Genossen füllt, haben Ihnen gefallen. Nun, auch mich freut es, daß Vollmar die paar kräftigen Worte gesprochen hat; nützen werden sie nichts. Das Lied von dem »Schweinepaffen« ist bei uns das politische Lied geworden; damit wollen wir die Agitation auf dem Lande betreiben: »Wieder Einer« und immer wieder Einer, der aber manchmal, wie sich's dann herausstellt, wieder Keiner ist. Vollmar kommt aus Bayern, wo die Sozialdemokratie sich mit der stärksten Partei im Lande, dem Zentrum, verbündet hat, um den Liberalismus zu ekrasieren. Können Sie sich vorstellen, daß bei uns Christlichsoziale und Sozialdemokraten gemeinsam gegen den Schottenring und Franz—Josefs—Quai zu Felde zögen? Statt dessen wird in Wien das Bündnis der Sozialdemokratie mit den Börsenliberalen immer enger. Die gemeinsame Parole: V. A.—Banque ... Austerlitz' Antrag zum Gemeindewahlrecht beweist schon reinliberale Gesinnung. War übrigens untaktisch und taktlos. Er wäre, wenn ihn ein anderer Genosse eingebracht hätte, in fünf Minuten abgetan gewesen. Aber seine Stellung als leitender politischer Redakteur der 'Arbeiter—Zeitung' gibt eben Austerlitz eine ungewöhnliche Macht. Nachdem er durch Artikel und Polemiken im Zentralorgan seinen Antrag Wochen hindurch erneut und eine »Affäre« daraus gemacht hatte, mußte sein Standpunkt auch auf dem Parteitag diskutiert werden. Darüber sind denn wichtige Kommunalfragen unbeachtet geblieben, und unser Liberalismus triumphiert natürlich, daß er dem Genossen Austerlitz einstweilen wenigstens als kleineres Übel erscheint. Das dicke 'Ende kommt schon noch nach. Über die journalistischen Fähigkeiten unseres Austerlitz sind wir ja einer Meinung; der wär' doch etwas anderes als der heutige Nachwuchs, den sich die 'Neue Freie Presse' herangezogen hat. Sie haben ja selbst bemerkt, lieber Genosse, wie sogar der Gedanken— und Sprachschatz des 'Wiener Tagblatt' in der Wiener Sozialdemokratie heimisch geworden ist. Selbst Victor Adler hat sich die schöne Bezeichnung der Christlichsozialen als der »österreichischen Boxer« von Herrn Frischauer ausgeborgt. Und da wundern Sie sich noch über die häufigen Übereinstimmungen in den sonntäglichen Humorergüssen unseres feuchtfröhlichen Habakuk von der 'Arbeiter—Zeitung' und des 'Ego' vom Frischauer—Blatt? Mein Gott, der satirische Gedanke, Herrn Lueger im Gespräch mit seinem Faktotum Pummerer einzuführen, ist doch nicht so überraschend, daß er nicht zwei gleichge-

sinnenden Männern gleichzeitig auftauchen könnte. Auch daß Herr Lueger nicht französisch kann und daß er einen Orden vom Schah haben will, muß jedem Witzbold einfallen. Die Blätter könnten tauschen, der Habakuk'sche Humor würde im 'Wiener Tagblatt' sicherlich nicht als fremdes Gewächs auffallen.

Aber wohin komme ich? Ich habe davon sprechen wollen, daß wir schlechte Politiker sind; daß die Adler'sche Taktik, die in dem Wunsche gipfelt, das Bürgertum möge doch etwas Fleisch an den Knochen lassen, die es uns hinwirft, bedenklich an die »Brosamenpolitik« unserer bürgerlichen Parteien erinnert; daß es töricht ist, immer zu agitieren, wenn man nicht organisieren kann; und daß der Gedanke, die österreichische Sozialdemokratie, die bisher nur jeden vierzigsten Textilarbeiter organisiert hat, habe jetzt nichts Dringenderes zu tun, als aufs Land agitieren zu gehen, ganz köstlich ist. Und jetzt bin ich wieder einmal bei der Presse. Ja, lieber Genosse, die ist unser Schmerzenskind, so gut wie es die bürgerliche Presse für ihre Parteien ist. Über die Presse hat man diesmal in Graz *in geheimer Sitzung* beraten. Daß es da Spannungen, Weiterungen gegeben hat, können Sie denken. Sie kennen doch Hartensteins Wort: »Der Grad der Öffentlichkeit, der in einer Gesellschaft herrscht, ist so ziemlich der direkte Maßstab für den Grad ihrer inneren Verbindung.« — — — — —

* * *

Geehrter Herr Kraus! Zur näheren Charakterisierung der galizischen Zensurzustände möge Ihnen folgendes dienen: In meiner Korrespondenz vom 28. August übersandte ich meinem Blatte 'Slowo polskie' in Lemberg eine *wörtliche* Übersetzung des in der 50. Nummer der 'Fackel.' erschienenen Auszuges aus dem Geschichtswerke Heinrich *Friedjungs* — Charakteristik des Kaisers — mit der genauesten Angabe der Quelle. Trotz allen diesen Vorsichtsmaßregeln, trotzdem Ihr wertiges Blatt in Lemberg stark gelesen wird und das Werk *Friedjungs* allbekannt ist, wurde meine Korrespondenz von der Lemberger Staatsanwaltschaft konfisziert. Was in ganz Österreich erlaubt ist, wird in Galizien nicht geduldet.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Julian Korski
Korrespondent d. 'Slowo polskie'.

*

Somit wäre — im Sinne des Preßgesetzes das ganze Geschichtswerk »Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866«, dem ich jene glückliche Beschreibung der Persönlichkeit Franz Josefs I. zum letzten Geburtsfeste entnommen hatte, eine in *allen* Kronländern Österreichs verbotene Druckschrift, Ich will bei dieser Gelegenheit dem Verfasser zum Troste den Wortlaut der Kritik verraten, die der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, an dem Buche ein Jahr, bevor sein Inhalt in Galizien als verbrecherisch erkannt wurde, geübt hat. Es war gleichfalls in Galizien, gelegentlich eines Manövers. Beim Offiziersdiner debattieren mehrere Herren über die Darstellung der Ereignisse vom Jahre 1866, die in dem Werke *Friedjungs* gegeben wird. Der Erzherzog mischt sich in das Gespräch und fragt den Offizier, der eben zur Verteidigung des Historikers das Wort ergriffen hat, ob er denn den »Kampf um die Vorherrschaft« gelesen habe. Da der also Angesprochene sichtlich verlegen seine Vertrautheit mit *Friedjungs* Standpunkt und seine Kenntnis des Werkes zugibt, versetzt der österreichische Thronfolger: »Das ist recht erfreulich. Dies höchst interessante Buch sollte jeder Offi-

zier gelesen haben. Ich habe für jedes meiner Schlösser je ein Exemplar angeschafft.«

* * *

Abdul Hamid II. feierte sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum. Darob großer Jubel in Byzanz und in Wien. Die Intimität Österreich—Ungarns mit der Türkei — man spricht am Bosphorus bekanntlich schon von »österreichischen Zuständen« — wurde bei diesem Anlasse von der Presse unseres auswärtigen Amtes in festlichen Leitartikeln besiegelt. Das 'Fremdenblatt' versäumte nicht, aus dem Exposé, das der Graf Goluchowski im Jahre 1899 in der Delegation gehalten, eine seiner berühmtesten Stilblüten zu zitieren: Einen besseren und *uneigennützigeren* Freund als uns hat die Türkei gewiß nicht, eben weil sich ihre Interessen vielfach mit den unseren begegnen und weil wir dementsprechend *nichts anderes* wünschen können als dasjenige, was ihren ungeschmälerten Bestand zu sichern und zu kräftigen vermag.« Das 'Fremdenblatt' ist das offizielle Organ des Grafen Goluchowski, und man kann darum nicht gut annehmen, daß es sich über ihn lustig machen will. Man würde ihm diese Absicht übrigens auch dann nicht zutrauen, wenn es nicht ausdrücklich jenen Ausspruch des Grafen Goluchowski als »*bedeutsame Worte*« bezeichnet hätte.



DER BEAMTEN—VEREIN

Eine Zuschrift, die sich mit der Tätigkeit des »*Ersten Allgemeinen Beamten—Vereines der österreichisch—ungarischen Monarchie*« beschäftigt, klärt mich über die Bedeutung der Worte »Durch Selbsthilfe« auf, die über dem Tore des Vereinspalastes in der Wipplingerstraße prangen. Durch Selbsthilfe, wird mir mitgeteilt, befinden sich die Anteilscheinbesitzer und Funktionäre des Vereines in einer wirklich behaglichen Lage. Weniger Grund zur Zufriedenheit hat aber die große Masse derjenigen Beamten, auf deren Kosten sich die Anteilscheinbesitzer selbst helfen. Und zum Schaden wird noch der Spott gefügt, da man an der Fiktion festhält, als wäre der Erste Allgemeine Beamten—Verein ein Wohlfahrtsinstitut, dazu bestimmt, Beamte davor zu behüten, daß eine augenblickliche Notlage durch wucherische Ausbeutung zum dauernden Notstand führe. In Wahrheit aber hält sich die Gebarung des Beamten—Vereines bei Gewährung von Darlehen knapp an der Grenze strafbaren Wuchers. Der Jahresbericht gesteht ganz offen ein, daß der Zinsfuß, zu dem solche in monatlichen Raten zurückzuzahlenden Darlehen erteilt werden, zwischen 5 und 10 Prozent beträgt und daß außerdem noch Manipulationsgebühren erhoben werden, die 1 bis 2 Prozent des Darlehens ausmachen. Dazu aber kommt eine weit härtere Bedingung, die die Ausbeutung des Darlehenswerbers zugunsten des Vereines vervollständigt. Als Sicherstellung für das gewährte Darlehen verlangt der Beamten—Verein nämlich außer einem Bürgen und einer Vormerkung auf die Gehaltsbezüge des Vorschußnehmers die Beibringung einer Lebensversicherungs—Police. Mit ruhigem Gewissen kann nun behauptet werden, daß der weitaus überwiegende Teil der Petenten eine

solche nicht besitzt und somit gezwungen wird, eine Versicherung bei dem Beamten—Verein bis mindestens zur Höhe des erhaltenen Darlehens einzugehen. Welche Unsummen die Prämie für diese Versicherung verschlingt, geht daraus hervor, daß bei einem im Laufe der Zeit auf K 1980.— angewachsenen Kapitale von der Rückzahlungsrate von K 30.— pro Monat für Prämie und Zinsen K 22.82 abgezogen und zur Tilgung des Darlehens insgesamt K 7.18 verwendet werden.

In Beamtenkreisen gilt es als unumstößliches Axiom, daß einer, der einmal in die Krallen des Beamten—Vereines geraten ist, keine Aussicht hat, sich jemals aus ihnen wieder befreien zu können; denn bis zur Tilgung des ersten Darlehens tritt an den Beklagenswerten zweifellos noch einigemal die Notwendigkeit heran, um einen neuerlichen Vorschuß zu petitionieren und sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Höhe seiner Schuld zur Höhe der für die Amortisation verwendeten Teilbeträge in umgekehrtem Verhältnisse steigt. Tritt der bestimmt zu gewärtigende Fall ein daß ein Vorschußnehmer stirbt, ohne seine — gewiß schwer gesühnte — Schuld gänzlich abbezahlt zu haben, so bleibt dem Beamten—Verein die Lebensversicherungs—Police und das erhebende Bewußtsein, die Interessen der Anteilscheinbesitzer bestens vertreten und diejenigen seiner Schutzbefohlenen bis ins Grab gefördert zu haben. Wenn ungeachtet dieser Übelstände die Höhe der Vorschüsse und die Zahl der Vorschußnehmer von Jahr zu Jahr steigt, so wird damit keineswegs ein empfehlendes Zeugnis für den Beamten—Verein, sondern bloß — im wahren Sinne des Wortes — ein Armutzeugnis für unsere Beamtenschaft ausgestellt, die den Zwang, das Leben für welchen Preis auch immer zu fristen, stärker empfindet, als der Beamten—Verein die Verpflichtung, die das tönende Programm der »Wahrung und Förderung der Interessen des Beamtenstandes durch Vertretung der materiellen, sozialen und geistigen Berufsinteressen« ihm auferlegt.

* * *

Zu der Rede, die ich in Nr. 47 einem mit der Inseratenverschwendung seines Unternehmens unzufriedenen Aktionär in den Mund gelegt, sendet mir ein Verwaltungsrat die folgende Zuschrift:

»Es tut mir herzlich leid, an Ihrem sonst mustergültigen Aktionär, dessen ideale Vollkommenheit Herr Alexander Scharf durch sein Benehmen bei General—Versammlungen zur Genüge kennzeichnet, einen bei Aktionären typischen Fehler und zwar den der Kurzsichtigkeit aussetzen zu müssen. Ihr Aktionär scheint nämlich von dem Anstandsgefühl unserer Preßleute eine noch viel zu hohe Meinung zu haben, wenn er annimmt, daß das Zurückweisen von Pauschalienansuchen nichts anderes als das Rügen der inkorrekten Handlungen des jeweiligen Institutes zur Folge hat. Diese Annahme ist nur dann richtig, wenn die Gebarung jener Gesellschaft die öffentliche Meinung — nicht die der Zeitungen — scheuen und fürchten muß und einer ehrlichen Kritik, die allerdings bei unserer Journalistik kaum zu befürchten ist, nicht Stand zu halten vermöchte. Was geschieht aber dann, wenn diese Voraussetzung nicht zutrifft und die Gestionen einer unzugänglichen Gesellschaft über jeden Zweifel erhaben sind? Nun, die Antwort liegt auf der Hand, — auf der schmutzigen Hand unserer Ökonomen— und Kapitalisten—Männer, die, ohne jemals Ökonomie zu ihren Tugenden gezählt zu haben, nach kurzer Zeit Kapitalien ihr eigen nen-

nen und deren Emporkommen den Glauben an die Möglichkeit einer ehrlichen Publizistik zu einer weltfernen Naivität macht.

Ich erlaube mir, einen Fall zu Ihrer Kenntnis zu bringen, der zur Evidenz beweist, daß man oft gezwungen ist, Inserate nur zu dem Zweck zu vergeben, um einer ehrenvollen *Nichtbeachtung* gewürdigt zu werden.

Vor geraumer Zeit beschloß die Verwaltung meiner Gesellschaft, da sie die Vorteile des zentralistischen Systems erkannte, den Verkehr mit den bis dahin einer Direktion in Budapest untergeordneten ungarischen Vertretungen der Wiener Zentral—Direktion zu überantworten und darum mehrere Versetzungen im Beamtenkorps vorzunehmen. Diese Tatsache wurde nun von einem Blatte, dessen *Ansuchen um ein Inserat kurz zuvor abgelehnt* worden war, in folgendem Sinne veröffentlicht: die Gesellschaft hätte in Ungarn derartige Verluste erlitten, daß sie gezwungen sei, sich gänzlich zurückzuziehen und ihre ungarische Direktion aufzulassen, was naturgemäß die Entlassung des gesamten Beamtenkörpers in Budapest zur Folge haben mußte. Die hieran geknüpften Reflexionen waren geeignet, den Ruf der Gesellschaft auf das Empfindlichste zu schädigen, und so mußte man schließlich, als der betreffende Herr die Stirne hatte, sich *neuerlich* um ein *Inserat* zu bewerben, das kleinere Übel wählen und dem Blatte ein Pauschale gewähren, da man längst die Überzeugung gewonnen hatte, daß es ungleich mehr Vorteile bietet, von unserer Presse totgeschwiegen als totgesprochen zu werden. Das Blatt aber hat wie so viele andere dank der erzwungenen Unterstützung seitens der meisten Gesellschaften heute ein glänzendes materielles Auskommen.«

* * *

Herr *Bukovics* verlautbart, daß im Deutschen Volkstheater vom 16. September an weder für die Benützung der Garderobe noch für den Bezug des Theaterzettels eine Gebühr eingehoben werde. Dagegen erfolge beim Kartenverkaufe ein »kleiner Zuschlag«, der bei den Billetts im Preise bis einschließlich K 1— 10 Heller, bei den Billetts von K 1— bis einschließlich K 2— 20 Heller und bei den übrigen Sitzplätzen und Logen 40 Heller beträgt. Diese Kundmachung haben unsere wackeren Tagesblätter — für deren Freikarten ja in der Tat keine Erhöhung des Preises eintritt ohne kritische Randbemerkung publiziert. Mehrere Leser — darunter Anteilscheinbesitzer des Deutschen Volkstheaters — teilen mir mit, daß sie an Wiener Redaktionen Proteste gegen die Verfügung des Volkstheaterleiters gerichtet haben, daß aber ihre Zuschriften bis heute unberücksichtigt geblieben sind; einer will sich sogar den Spaß gemacht haben, Herrn Bahr vom 'Neuen Wiener Tagblatt' zu einer Erklärung gegen die Absicht des Herrn v. *Bukovics* aufzufordern ... Tatsächlich handelt es sich, wie alle Einsender mit Recht hervorheben, um nichts weiter als um einen schlecht maskierten Coup zur Erhöhung der Preise. Bis jetzt hat z. B. auf der Galerie des Deutschen Volkstheaters die Garderobegebühr 10 Heller betragen, und das Galeriepublikum sämtlicher Wiener Theater ist gewöhnt, sich das Personenverzeichnis aus den Tagesjournalen auszuschneiden. Nun soll man sich bei Billetts bis zum Preise von K 2.— statt 10, 20 Heller Zuschlag gefallen lassen. Während sich bisher eine Gesellschaft von mehreren

Theaterbesuchern gerne mit einem einzigen Programm begnügte, wird ihr jetzt das Benefizium von mehreren Theaterzetteln aufgedrängt.

Will Herr Bukovics mehr verdienen, so mag er es offen eingestehen. Gegen diese verschämte Profitmacherei, die dreister ist als die unverschämte, weil sie sich als Wohltat gegenüber der Öffentlichkeit aufspielt, muß entschieden Einspruch erhoben werden. Herr Bukovics hat den Zwang zum Ankauf seiner Theaterzettel offenbar verfügt, weil jetzt eine andere Unternehmung vor dem Theater Programme um 8 Heller feilbieten läßt, die jene Besucher, die das Personenverzeichnis nicht aus der Zeitung ausschneiden, gerne kaufen. Herr Bukovics ist wohl imstande, seine Maßregel nicht nur für eine Beglückung des Publikums, sondern auch für eine sozialpolitische Tat zu erklären, weil den sitzanweisenden Dienern durch den Verkauf der Theaterzettel außer dem Hause der Verdienst genommen wurde. In Wahrheit erhielt der Diener bisher von den zehn Kreuzern bloß zwei, und es bleibt abzuwarten, ob er in Hinkunft auch nur einen kriegen wird. Den Zuschlag zum Preise der Billets hat zuerst Herr Müller—Guttenbrunn bei der Eröffnung des Raimund—Theaters eingeführt, und er war dazu offenbar berechtigt. Dem Deutschen Volkstheater wird die Erfindung mindestens 50.000 Kronen jährlich eintragen, auf die Herr Bukovics aber nicht den geringsten Anspruch hat. Die Preise der Sitze sind ihm in seinem Pachtvertrag vorgeschrieben, und er hat die Maßregel ohne Zustimmung der Generalversammlung der Anteilscheinbesitzer getroffen. Man mag begierig sein, wie lange diese Herren dem Treiben eines untüchtigen Direktors und eigenmächtigen Administrators noch geduldig zusehen werden.

* * *

Im »Theaterteil« des 'Neuen Wiener Journal', den bekanntlich der anmutige Herr Buchbinder verfaßt, fand ich eine Notiz über den *verstorbenen* Hofopernsänger Sommer, in der es wörtlich hieß: »Wir haben kürzlich gemeldet, daß er eine schwere Operation überstanden hat. Über Ersuchen der Angehörigen berichteten wir damals, daß die Operation vollständig gelungen war. Sommer, der aufmerksam die Wiener Blätter las, mußte darüber hinweggetäuscht werden, daß die Operation vergeblich und seine Stunden gezählt waren.« Das ist das Bekenntnis einer für die Sitten unserer Publizistik typischen Unanständigkeit. Daß der Sänger eine Operation durchzumachen hatte, mußte von dem Kulissenschnüffler um jeden Preis der Öffentlichkeit aufgetischt werden. Lieber eine glücklich überstandene Operation als gar keine. Das Publikum erhält eine »interessante«, wenn auch völlig lügenhafte Nachricht, und dem Kranken schadet's nicht. Ob diese Gesellen auch sonst auf den Einzelnen, dessen Privatleben sie mit klebrigen Fingern durchstöbern müssen, so zarte Rücksicht nehmen? Auch die Angehörigen eines Selbstmörders pflegen »aufmerksam die Wiener Blätter zu lesen«, und noch nie hat eine Wiener Redaktion der Gedanke an den Familienvater beunruhigt, der zuerst aus einem Telegramm des Abendblattes die Nachricht empfängt, daß sein Sohn auf der Raxalpe verunglückt sei. Wie oft ist schon schwerkranken Bühnenkünstlern, auch wenn sie noch so aufmerksam die Wiener Blätter lasen, die Hoffnungslosigkeit oder Bedenklichkeit ihres Zustandes anschaulich geschildert worden! Sentimentalen Erwägungen sind unsere Redaktionen nicht zugänglich; nur über ausdrückliches »Ersuchen der Angehörigen« sind sie anständig und wissen sogar von einer vollständig gelungenen Operation zu berichten, deren Meldung aber dann manchmal auf eine vollständig gelungene Finanzoperation zurückzuführen ist ... Das rächt sich leider an den Herren selbst. Nehmen

wir z. B. an, daß ein Stück des Herrn Buchbinder durchfällt. Die Blätter melden lediglich aus Schonung für den Autor — oder über dessen ausdrückliches Ersuchen —, daß der Abend ein vollständig gelungener war. »Buchbinder, der aufmerksam die Wiener Blätter las, mußte darüber hinweggetäuscht werden, daß es eigentlich ein vollständiger Durchfall war.« ...

*

P. S. Der Hofopernsänger Sommer war also gestorben. Am Dienstag noch. Mittwoch früh mußten die Schmöcke inklusive Herrn Buchbinder berichten, daß der Hofopernsänger Sommer eigentlich noch lebe und sich sogar recht wohl befinde; die Operation habe er denn doch glücklich überstanden ... Diesmal kann, da ja ein Verstorbener nicht mehr mit der früheren Aufmerksamkeit die Wiener Blätter liest, ein ausdrückliches Ersuchen seitens der Angehörigen nicht gestellt worden sein. Herr Sommer lebt wirklich, und die Schnüffler haben bloß einer Familie unnütze Aufregung und unbegründete Kondolenzen verursacht. Herrn Buchbinder trifft das plötzliche Aufleben des Sängers besonders schmerzlich. Er hat zuerst aus Verlogenheit die Wahrheit geschrieben und dann aus Aufrichtigkeit gelogen.

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Gestatten Sie mir, Sie auf eine Preßusance aufmerksam zu machen, deren Duldung die landesübliche Gemütlichkeit denn doch um Einiges überschreiten würde. Ein hier erscheinendes sogenanntes Witzblatt, das sich zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, durch ein populäres Format und geringen Preis die Segnungen des in besseren Nachtcafés gepflegten Geistes weiteren Kreisen zugänglich zu machen ¹, und als Titelblatt jeder Nummer ziemlich unverhüllte Schönheiten in suggestiver Stellung bringt — für schwach Auffassende ist überdies durch ein paar Textzeilen gesorgt —, richtet an alle Amateurphotographen die Aufforderung, jede in den Bereich ihres Apparates kommende Schönheit aufzunehmen und der »Redaktion« für das Titelblatt zur Verfügung zu stellen. Hierfür wird eine Prämie von K 25.— versprochen.

Da Lumpereien öfter um Geringeres verübt werden, läßt sich an dem Erfolge nicht zweifeln.

Obzwar ein entschiedener Gegner jeder Lex—Heinze—artigen Bestrebung, frage ich nun, ob es nicht doch möglich wäre, einem Unfug zu steuern, der darauf abzielt, irgendeine Dame, deren ein Momentphotograph zufällig habhaft wird, in tausenden von Abdrücken, entsprechend lasziv arrangiert und textiert einem hohen Adel und verehrten Publikum in »Freiheit« vorzuführen.

* * *

1 Hier ist das berüchtigte '**Kleine Witzblatt**' gemeint, mit dessen Verschleiß sich die Angestellten der sonst so ethisch veranlagten Stadtbahn während des Kartenabzwickens befassen. Die Härte der Strafen, die die Stadtbahn auf Zonenüberschreitung, Benützung der höheren Wagenklasse u. dgl. gesetzt hat, ist von den Juristen der Tagespresse sicherlich überschätzt worden. Immerhin wirkt es possierlich, wenn die nämlichen Funktionäre, die jetzt eine Art Gerichtsbarkeit über das reisende Publikum ausüben und ihre Aufmerksamkeit der strengen Prüfung jeder Fahrkarte widmen sollen, Zeitungen verkaufen und einem Passagier, der zitternd der Kontrolle harret und sich bereits »ertappt« fühlt, lächelnd das 'Kleine Witzblatt' in die Hand drücken. Anm. d. Herausgeb. [KK]

In der 'Neuen Freien Presse' wird demnächst der 'Economist' das endgültige Urteil über Friedrich *Nietzsche* verkünden. Schon haben die übrigen Mitglieder des Vierer—Senates gesprochen, der Nietzsche wegen Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit — begangen durch die Umwertung aller sittlichen Werte und durch die das Schamgefühl gröblich verletzende Anpreisung des als Übermenschen bezeichneten nackten Gewaltmenschen — zu richten hat. Leitartikler und Feuilletonist haben für Schuldig gestimmt, der »Localer« für Unschuldig. Die Namen der drei Richter sind: Hugo Ganz, Ludwig Stein, Carl Bulcke. Herr Bulcke hatte den Tatbestand an Ort und Stelle untersucht, hatte der Leichenfeier für Nietzsche beigewohnt und teilte die Ergebnisse des Lokalaugenscheins in dithyrambischen Wippchen mit, er rühmte die Buschigkeit des Schnurbartes, den Nietzsche getragen, die Größe der Hände des Philosophen und die »unendliche« Schmalheit seines Sarges. Und wenn auch zu befürchten ist, daß der Übermensch in einem »unendlich schmalen Sarg« schlecht liegen und sich unbehaglich fühlen wird, haben doch die Leser dem frommen Requiescat, mit dem Herr Bulcke schloß, sicherlich zugestimmt. Aber Herr Bulcke ist kein bloßer Stimmungsreporter, der sich bei solcher Gelegenheit mit einer Beschreibung der Leichenfeier begnügt. Der wichtigste Teil seines Aufsatzes war vielmehr eine poetische Schilderung des Wesens des Verbliebenen. Diese aber ward vom Lokalredakteur der 'Neuen Freien Presse' unbarmherzig gestrichen. Und doch ist sie »aufmerksamen Zeitungslesern« nicht entgangen. Denn als am Tage, nachdem die Leser der 'Neuen Freien Presse' in Bulckes Schilderung geschwelgt hatten, die deutschen Blätter einliefen, da fanden wir das wohlbekannte Entrefilet im 'Berliner Tagblatt' und in der 'Frankfurter Zeitung' wieder. Und siehe da, die 'Frankfurter Zeitung' war wieder einmal liberaler gewesen als unsere 'Neue Freie Presse' und brachte Bulckes Ergüsse ungekürzt zum Abdruck.

Man war bisher gewohnt, den politischen Teil, das Feuilleton und die Rubrik »Tagesereignisse« von Korrespondenzen gespeist zu sehen. Die Idee des Herrn Bulcke, eine Korrespondenz für lyrische Stimmungen zu begründen, dürfte neu sein. Und wie alles Neue hat sie sogleich Widerspruch erregt. Vornehmlich in der 'Zeit'. Allerdings, der »aufmerksame Zeitungsleser«, der an die 'Zeit' seine Beschwerde richtete, fügte die Worte hinzu, daß er kaum hoffen könne, sie dort gedruckt zu sehen. Und dieser Zweifel an der Bereitwilligkeit der 'Zeit', eine Rüge für Herrn Bulcke zu veröffentlichen, war sicherlich wohlbegründet. Daß die Rüge zugleich der 'Neuen Freien Presse' galt, verschlug nichts; aber vor allem mußte sich ja die 'Frankfurter Zeitung', an die die 'Zeit' durch zarte Bande geknüpft ist, getroffen fühlen, weil sie selbst die ärgsten Geschmacklosigkeiten des Herrn Bulcke, die sogar von der 'Neuen Freien Presse' beseitigt worden waren, zum Abdruck gebracht hatte. Aber die 'Zeit' ist, mag auch Herr Kanner der Wiener Korrespondent der 'Frankfurter Zeitung' sein, über alle Verdächtigungen ihrer Unabhängigkeit erhaben. Sie gab der Beschwerde Raum. Nur eine geringfügige stilistische Änderung hat ihre Redaktion sich erlaubt. Herr Kanner wünscht nämlich, wie man sich noch von der Affäre Kanner—Landau her erinnert, daß bei Angriffen in der 'Zeit' keine Namen genannt werden. Nun war es freilich diesmal nicht zu vermeiden, daß die 'Neue Freie Presse' erwähnt wurde. Aber die Nennung weiterer Namen hätte der 'Zeit' leicht den Vorwurf eintragen können, daß sie ein »Schmähblättchen« sei. Das 'Berliner Tagblatt' und die 'Frankfurter Zeitung' durften also in der Beschwerde nicht genannt werden. Und der Einsender gab darum bloß dem Unmut Ausdruck, der ihn, da er Herrn Bulckes Bericht in der 'Neuen Freien Presse' gelesen hatte, ergriff, als »die ein paar Stunden später einlangenden Nummern von Frankfurter und Berliner Zeitungen denselben

Berichterstatter zu Worte kommen ließen.« »Frankfurter Zeitungen«! Der Plural sagt wieder einmal weniger als der Singular. Es ist ein Plural der Bescheidenheit des Herrn Dr. Kanner.

* * *

Ein Budapester Leser teilt mir mit, daß Herr Georg *Brandes* sein abgetragenes Feuilleton »Über das Lesen« (siehe Nr. 51) in einem privaten Casino und vor geladenem Publikum vorgelesen hat, und erinnert sich nicht, daß es am nächsten Morgen in Pester Blättern reproduziert worden sei. Dafür aber habe Herr Brandes in Pest einen nicht minder wertlosen Vortrag über »seinen Freund« Ibsen gehalten, bei dem er durch allerlei Indiskretionen aus dem Privatleben des Dichters diesen möglichst lächerlich zu machen, seine eigene Bedeutung aber ins rechte Licht zu setzen suchte. Gegen die Annahme, daß der Vortrag neu war, sprechen schon die vergilbten und abgegriffenen Blätter, aus denen Herr Brandes vorlas, sowie auch die außerhalb Wiens nur in Budapest mögliche Erscheinung, daß mehrere Journale im bekannten Konkurrenzkrige um die raschesten Informationen den Vortrag auszugsweise schon zwei oder drei Tage früher, als er gehalten wurde, brachten, respektive einem ausländischen Journal entnahmen. Der unermüdliche Wanderästhet hat, wie noch rememberlich sein dürfte, das Publikum der ungarischen Hauptstadt bei anderer Gelegenheit durch einige Ausfälle gegen die deutsche Sprache reichlich entschädigt. Uns hat er kürzlich durch Vermittlung der 'Neuen Freien Presse' mit einem Feuilleton über einen Herrn Julius Damati, der eigentlich ein Fräulein Diamantidi ist und Dramen schreibt, beglückt. Sätze wie der folgende: »Es ist ein Tendenzschauspiel, aber sehr gut und folgerichtig gebaut, die Gestalten lebendig, der Dialog dem Leben abgelauscht« beweisen, daß Herr Brandes glücklich auf dem Niveau des Literaturreporters angelangt ist. »Ohne mit der Tendenz einverstanden sein zu können, muß ich das Stück doch, sehr tüchtig komponiert finden, wie ich auch keinen Zweifel hege, daß es einen Bühnenerfolg erringen könnte« ist nicht minder hübsch und originell gesagt. Eine tiefbohrende Kritik enthält auch der übrigens gutdeutsche Satz: »Die männliche Hauptperson des Stückes ist als problematische Natur fesselnd und das gestellte Problem interessant.« Wenn man vollends Herrn Brandes versichern hört, daß der Held, »gesund aus einem Kurort nachhause gekommen«, Sylvia zu heiraten begehrt, muß man sich fragen, warum Herr Brandes, der ja längst nicht mehr dänisch schreibt, sich nicht endlich entschließen will, bei Herrn Frischauer Unterricht in der deutschen Sprache zu nehmen. Zur Charakteristik eines der Werke des Herrn Damati beruft sich der berühmte Essayist auf die Tatsache, daß es »zum Benefize eines beliebten Schauspielers in Lübeck« aufgeführt und »von der städtischen Presse mit warmer Anerkennung beurteilt« wurde. Herr Brandes traut es sich nicht zu, auf eigene Faust einen Damati zu entdecken. Mit Nietzsche ging's ihm leichter vonstatten. Er war einmal agiler und ist ein großer Mann geworden, weil er allen möglichen Leuten Besuche gemacht hat. Aus einigen wurde dann etwas, und Herr Brandes galt als deren »Entdecker«, weil er sich entschloß, bloß die Essays, die er über sie geschrieben, zu einem Buche zu sammeln, jene aber, die er mit gleicher Liebe den Vielzuvielen gewidmet, vorsichtig auszuscheiden. Mit Nietzsche hat Herr Brandes Glück gehabt. Er darf sich aber nicht dagegen wehren, wenn pietätvolle Kenner seiner gesamten, nicht gesammelten Werke ihn auch als den Entdecker Julius Damatis und Adolph Donaths preisen ...

* * *

Das 'Neue Wiener Tagblatt' erteilt am 1. September unter den »Antworten der Redaktion« den folgenden Rat:

Walter F. Am Tage der Verhandlung ersuchen Sie den Gerichtssaalreporter, Ihren Namen nicht zu nennen, oder wenden Sie sich an die einzelnen Blätter.

Frage auf die Antwort: Wenn etwas verschwiegen werden soll, was auszusprechen das öffentliche Interesse verlangt, warum wird dann der Akt der Korruption vorher öffentlich angekündigt? Wenn aber etwas verschwiegen werden soll, was zu verschweigen die Anstandspflicht erfordert, warum wird dann die Überzeugung von der Unanständigkeit unserer Gerichtssaalreporter in ihren eigenen Blättern ausgesprochen?

* * *

Wie kommt man in das Schwurgerichtsgebäude?

Geehrter Herr! Ich hatte am 17. Juli dringend mit meinem Rechtsfreunde in einer juristischen Angelegenheit zu sprechen und telephonierte in dessen Kanzlei, wo mir die Auskunft erteilt wurde, daß der Advokat sich im Bureau des Schwurgerichtes befinde. Ich begab mich per Wagen sofort dahin. Der bei dem Schwurgerichtsgebäude postierte Wachmann Nr. 1185 erklärte mir barsch, der Saal sei überfüllt, und auf meine Frage, was ich tun solle, um den Herrn, den ich dringend sprechen müsse, herauszuholen, bekam ich, statt einer Auskunft, die Antwort: »Schauen S', daß wegkommen, sonst führ' ich Sie auf's Kommissariat.« Ich begab mich in das benachbarte Gebäude, um einen Passierschein für das Schwurgerichtstor zu erlangen. Der in der Landesgerichtsuniform amtierende Diener, dem ich meine Bitte vorbrachte, erklärte mir, daß es keines Passierscheines für das Schwurgerichtsgebäude bedürfe, sondern nur für den Schwurgerichtssaal, und machte sich erbötig, mir den Advokaten selbst herauszuholen. Ich begab mich in Begleitung des Landesgerichtsdieners wieder zum Eingange des Schwurgerichtsgebäudes; da stürzte die Nummer 1185, als sie meiner ansichtig wurde, wütend auf mich zu, gab mir einen wuchtigen Schlag auf die Schulter und brüllte: »Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet!«

Unter großem Aufsehen und Zurufen der sich ansammelnden Menge: »Ein Dieb, ein Dieb!« folgt nun Eskorte zum Herrn Wachinspektor, ich glaube VIII., Lederergasse. Trotzdem ich angab, daß ich Kaufmann und Wiener Hausbesitzer sei, wurde ich sodann wieder die Straßen kreuz und quer in die Sicherheitswachstube, VIII., Fuhrmannsgasse gebracht, wo man mir Taschenmesser und Spazierstock abnahm und meine Taschen auf das mögliche Vorhandensein einer Krupp'schen Kanone untersuchte. Nun war ich erst würdig, vor die Person des Polizeikommissars, der in diesem Falle Müller hieß, geführt zu werden. Der Wachmann gab an, daß er mich wiederholt aufgefordert habe, zu gehen, ich hätte in den Schwurgerichtssaal eindringen wollen usw. Der Kommissär fragte nun den Wachmann, ob ich grob oder renitent gewesen sei, was dieser verneinte. Wahrscheinlich dachte der Herr Kommissär, er müsse mit dieser Frage dem Wachmann eine vergessene Tatsache ins Gedächtnis zurückführen. Meine Behauptung, daß ich legal vorgegangen sei, sowie die wahrheitsgemäße Schilderung des Vorfalles wurden zu Protokoll genommen, das in seiner Gänze aus folgenden Worten bestand: »Wollte nicht in den Schwurgerichtssaal, sondern seinen Advokaten sprechen.« Davon, daß

ich um einen Erlaubnisschein ersucht hatte und mit einem Landesgerichtsdienner zurückgekehrt war, dem mich die Nummer 1185 vor der Nase wegarrtierte, enthielt das Protokoll kein Wort. Ich sagte dem Kommissär, daß ich eine polizeiliche Legitimationskarte mit Personsbeschreibung bei mir habe und es wohl genügt hätte, wenn der Wachmann mein Nationale aufgenommen hätte, worauf mich der Kommissär bedeutete, ich möge mich ruhig verhalten. Mein Gesuch, gegen den Wachmann die Disziplinaruntersuchung einzuleiten, wurde ad acta gelegt und ich zu einer Strafe von 4 Kronen oder 48 Stunden Arrest verurteilt. Die Behauptung des Wachmannes, daß ich in den Schwurgerichtssaal eindringen wollte, um der Verhandlung beizuwohnen, ist durch den Advokaten, der eine halbe Stunde nach meiner Verhaftung sich im Kommissariate einfand und bestätigte, daß ich ihn sprechen wollte, widerlegt worden.

Ich wurde also deshalb, weil ich jemanden aus dem Schwurgerichtsgebäude heraufrufen lassen wollte, verhaftet, dem allgemeinen Hohn preisgegeben und gleich einem Einbrecher von amtswegen behandelt. Einen guten Rat erhielt ich jedoch von Seite der Behörde. Auf meine Frage, was ich eigentlich hätte tun sollen, um meinen Advokaten zu treffen, gab mir der Herr Kommissär die Antwort: »*Sie hätten trachten sollen, von der Florianigasse aus oder durch eine andere Nebentüre in das Schwurgerichtsgebäude zu kommen.*« — — — Das heißt also, ich hätte mich, nachdem man mir beim Haupttor den Eingang verweigert hat, hinter dem Rücken des Wachmannes auf Umwegen hineinschwindeln sollen ... Das nächste Mal werde ich mir den Einmarsch der verbündeten Truppen in Peking zum Vorbild nehmen, und etwa durch einen Abzugskanal das Gebäude der Schwurgerichtsfestung betreten. (Folgt Name und Adresse.)

* * *

Als 'Personalnachricht' brachte die 'Neue Freie Presse' am 6. d. M. die nachstehende Meldung: »Wachkommandant Zaunmüller ist von seinem Urlaub zurückgekehrt und hat das Kommando der Justizwache wieder übernommen.«

Wir stehen hier vor einer eigenartigen Neuerung. Bisher wurde bloß die Tatsache, daß ein reklamebedürftiger Arzt oder Advokat vom Urlaube eingedrückt ist, der Welt verkündet. Aber es geschieht das erstemal, daß ein Soldat, der seinen Posten bezieht, in den Tagesblättern genannt wird. Sollten auch schon Beamte und Offiziere das Erdendasein ohne Reklamenotiz unerträglich finden? Von wannen datieren die Beziehungen eines Wachkommandanten zur 'Neuen Freien Presse'? Und interessant wäre es, zu eruieren, ob Herr Zaunmüller, bevor er das Kommando wieder übernahm, sich freiwillig bei Herrn Benedikt gemeldet hat. Vielleicht geht das Kriegsministerium diesen Fragen nach. Man stelle sich nur die Situation vor, wenn etwa ein Gerichtssaalreporter sich während einer Verhandlung unanständig benimmt und die Justizwache sich weigert, einzuschreiten, weil sie sich's mit dem Herrn, der so schöne Reklamenotizen bringt, nicht verderben will ...

* * *

H e i r a t s — A n t r a g.
Junger Kaufmann wünscht die
Bekanntschaft einer Dame,
welche geneigt wäre, ihn zur
Verbreitung eines neuen pa-

tentierten Artikels für hygienische Zwecke zu unterstützen. Briefe erb. unter »Herzengüte K.M. 28« an das Ank.—Bur. d.Bl.

(*'Neue Freie Presse'*, 30. August 1900.)



EIN ANGRIFF.

L iterarische Feinschmecker raunten sich am 8. September, Feiertags, eine Pikanterie zu: Es gehe das *Gerücht*, die *'Neue Freie Presse'* habe mit ihrer Totschweigetaktik versuchsweise gebrochen und einen, wenn auch verhüllten, »Angriff« auf den Herausgeber der *'Fackel'* veröffentlicht. Das Gerücht schien leicht auf seine Stichhaltigkeit zu prüfen. Die *'Neue Freie Presse'* liegt glücklicherweise noch an vielen Orten auf, und ein flüchtiger Blick wird uns darüber Gewißheit verschaffen, ob das Nochnichtdagewesene diesmal wirklich eingetreten ist. Ein so vornehmes Blatt sollte wirklich — ? Wo konnte der Angriff stehen? Im Briefkasten? Die Antwort, daß eine schweinische Annonce nur in Form eines Heiratsantrages Aufnahme finden könnte, kann doch den Herausgeber der *'Fackel'* nicht empfindlich treffen? Oder etwa an der Stelle, wo einst der Zeitungsstempel, bevor er defraudiert wurde, gestanden ist, also in der wertvollsten Rubrik der *'Neuen Freien Presse'*? Das wäre zu viel Ehre. Dann also vielleicht in der wertlosesten, jener humoristischen, die seit so vielen Monden schon die friedfertigen Gefühle der Sonntagsleser aufstachelt, die Menschheit mit Erbitterung erfüllt, alle bösen Instinkte weckt und Zwietracht in Familien sät?

Das Gerücht wollte wissen, daß der Angriff tatsächlich in der humoristischen Rubrik untergebracht war. Noch blieb die Frage offen, ob St—g, Ludwig Bauer oder Erwin Rosenberger ... Jeder repräsentiert eine Spezialität. Nach dem Grade der Übelkeit, die er jeweilig beim Sonntagsleser erzeugt, wird er von den Herausgebern geehrt und beschäftigt. Je mehr grobe Briefe und Beschwerden am Montag in der Redaktion einlaufen, desto lebhafter die Genugtuung. Nach dem letzten Beitrag Rosenbergers gab's gar keine Zuschriften. Die Herausgeber, anfangs verstimmt, jubelten über die Nachricht, daß die letzten Beschwerden sämtlicher Abonnenten so heftige Verdauungsbeschwerden seien, daß keiner an die Absendung eines groben Briefes auch nur denken konnte. Vergangenen Freitag aber wollte Herr Benedikt seine Humoristen antreten lassen, um den Plan des feiertäglichen Feldzuges gegen das Publikum zu beraten. Da wurde ihm gemeldet, daß die drei Herren über ihre letzten Entrefilets so sehr gelacht hätten, daß sie krank geworden seien und zu Bette liegen müßten. Nur St—g erholte sich noch am selben Abend; das Zuhauseliegen brachte ihn in eine so gelangweilte Stimmung, daß er dem Chefredakteur melden lassen konnte, er sei wiederum zur Abfassung einer Sonntagsplauderei vollständig disponiert. Herr Benedikt hatte aber schon vorgesorgt. Auf die barsche Frage, wer unter den anwesenden Redakteuren am wenigsten Humor besitze, war resolut Herr Hugo Ganz hervorgetreten, und im Nu waren auch schon alle Vorbereitungen für die zu schreibende »Chronique« — sie sollte scandaleuse werden — getroffen. Und so erschien denn im lokalen Teile des Feiertagblattes zum ersten male die Chiffre Gz.

An ihr blieb der Blick der Leser haften, die, um den Kaffeestausch zu sammeln, auf das Gerücht von dem »Angriff« nach der 'Neuen Freien Presse' verlangt hatten. Nun ging zuerst ein heftiges Debattieren los, wer in der Runde das Entrefilet auch wirklich lesen sollte. Einer mußte. Aber er schlief bei der zweiten Zeile ein. Ein zweiter brachte es bis zur dritten, ein dritter bis zur vierten Zeile u. s. f. Gerade wollte einer bemerken, daß Herr Ganz den Ursprung des Wortes »Dyspeptiker«, das im ganzen Artikel immer wieder vorkommt, nicht verstehe, weil er beharrlich Dispeptiker schreibe; da schlief auch er. Der Rest der Gesellschaft konnte eben noch herauskriegen, daß Herr Ganz eine Satire auf die moderne Literatur schreiben wollte, und der letzte Mann fragte aus dem Schlafe: »Wo — bleibt — der Angriff auf die 'Fackel?'« ...

Und so ging's vielen an jenem Tage. Im Kaffeehause und daheim schliefen die Wiener. Feiertagsruhe ... Gerade vor jener Stelle, wo die 'Neue Freie Presse' nach anderthalbjährigem Schweigen zum erstenmal zu einer gebührenden, von ihren Freunden mit Spannung erwarteten Antwort ausholte, ermatteten die Freunde und schliefen ein. Als es Abend wurde, erfuhr Herr Ganz, wie sich die Stadt unter der Einwirkung seines ersten humoristischen Beitrages verwandelt und da ihm doch offenbar daran lag, daß die Wiener von dem Angriff auf den Herausgeber der 'Fackel' Kenntnis nähmen, so machte er mehrere Besuche, um wenigstens die wichtigsten Abonnenten, deren er habhaft werden konnte, aufzuwecken. Einem, der alsbald munter, aber dann sogleich wieder verdrießlich wurde, soll er den humoristischen Inhalt seines Entrefilets in der folgenden Weise auseinandergesetzt haben: »Sie sind bis zu der Stelle gekommen, da die Gesellschaft moderner Dichterlinge beschließt, eine neue literarische Richtung, nämlich die der Dispeptiker — Sie erinnern sich, daß ich das Wort mit i schreibe —, ins Leben zu rufen. Dann sind Sie leider eingeschlafen und so um den Hauptspaß gekommen. Ein Angriff auf die 'Fackel' in der 'Neuen Freien Presse'! Wir haben in der Redaktion lange beraten, ob wir dem Manne die Ehre antun sollen. Aber da mein Angriff so humoristisch ausgefallen ist, erteilte der Chef seine Zustimmung. Ich sage Ihnen: ein vernichtender Angriff. Wir haben lange genug zugewartet, anderthalb Jahre den Mann gewähren lassen. Aber nun ist die große Abrechnung da. Gepfeffert! Ich nenne ihn den »Herausgeber der 'Laterne'«. Er sitzt am Nebentisch, während die Kaffeehausliteraten über die Gründung der neuen Richtung streiten. Man beschließt, ihn einzuweißen. Und nun sage ich:

»Das kleine Männchen wurde an den Tisch komplimentiert. Er begrüßte die Versammelten mit einer Grimasse des Verständnisses. 'Ich soll auch schonen, wollt ihr. Wird euch gerne gewährt. Erst müßt ihr euch ein wenig mästen, bevor ich euch schlachte,' sagte er gnädig. Der Dramatiker aber war choleraischer Natur. 'Für uns oder wider uns,' deklamierte er mit verhaltenem Ingrimm. 'Jeder ist sich selbst der Nächste,' erwiderte der Herausgeber achselzuckend. 'Erst komme ich. Ich lebe vom Schlachten. Für mein Geschäft brauche ich per Nummer mindestens Eine Reputation, der ich den Garaus mache. Aber es ist noch Vorrat da. Ihr habt Schonzeit.' 'Mich lasse ungeschoren,' knirschte der Dramatiker, sonst haeue ich dir den Buckel voll.' 'Hauen! Ein Dispeptiker!' wehrte der Lyriker sanft ab. Laßt ihn nur hauen!' erklärte gelassen der Laternenmann. 'Jeder Hieb ist hundert Exemplare wert. Ich bin ein toter Mann, wenn Niemand mehr sich die Mühe nimmt, mich zu prügeln.' 'Jeder macht auf seine Weise sein Geschäft,' erklärte der Verleger philosophisch.«

Na, was sagen Sie? Ich spreche geradezu von Prügeln. Das ist die einzige und beste Antwort, die wir vom geistigen Wien auf alle Anwürfe wegen Korruption u. dgl. bereit haben. Unsere Satire lebt von der Gnade jedes Rowdy, der einen uns unangenehmen Schriftsteller im Kaffeehaus wehrlos macht. Wenn man aufs Totschlagen hoffen kann, hat man es nicht mehr nötig, tot zu schweigen. Und wir hoffen aufs Totschlagen. Andere Blätter haben schon vor uns dem Manne zu verstehen gegeben, daß er das jeweilige Quartal seines Blattes nicht erleben wird. Wir sind eben Publizisten und antworten mit der Feder, wenn man uns angreift. Sie werden bemerkt haben, daß man seit Jahren gegen den Herausgeber der »Lanterne« nichts anderes vorbringt, als erhaltene, leider nicht erhaltene, hoffentlich noch zu erhaltende Prügel. Er wirft uns vor, daß wir den Zeitungsstempel defraudiert haben, er zieht uns der Bestechlichkeit, er nennt uns Heuchler, Schmöcke, Erpresser, er beweist, daß wir die ärgsten Kulturverderber sind, daß wir von den öffentlichen Übeln, die aufzudecken Pflicht der Presse ist, leben, somit der öffentlichen Übel schlimmstes sind, und daß wir zumal in Österreich, wo die Zeitung der einzige Bildungshort ist, die weitaus gefährlichste Macht im Staate repräsentieren. Darauf haben wir vom geistigen Wien nur die eine, bekannte Antwort. — Aber was ist Ihnen denn? Sie sind ja wiederum eingeschlafen? ... «.

Herr Ganz schlich betrübt nachhause. Er fühlte, daß die Herausgeber ihn von nun an zwar in die Reihe der ständigen Humoristen aufnehmen, aber ihm doch wegen der ungeschickten Art der Plazierung des Angriffes grollen würden. Am anderen Tage hielten die Herren eine Konferenz ab und beschloßen, künftige Angriffe auf die 'Fackel' immer gleich *zu Beginn* des humoristischen Beitrags unterzubringen. Sie gaben der Befürchtung Ausdruck, der erste werde Redaktionsgeheimnis der 'Neuen Freien Presse' bleiben und der Hoffnung, daß die 'Fackel' es ausplaudern werde.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Abonnet der 'Neuen Freien Presse'. Darüber, daß Ihr Blatt auf Seite 1 dem König Carol von Rumänien »ein Anrecht auf sympathische Würdigung dort, wo man Kultur und Zivilisation zu schätzen weiß«, zuerkennt und auf Seite 5 für die rumänischen Auswanderer sammelt, dürfen Sie sich nicht wundern. Die Sammlung ist in der Rubrik »Mitteilungen aus dem Publikum« untergebracht und weist eine Reihe stattlicher Geldspenden auf. Die im Leitartikel vertretene Meinung gehört aber in die Kategorie der Mitteilungen aus dem Preßbüro der rumänischen Regierung, und die stattlichen Geldspenden, die hier miteinlaufen, werden nicht ausdrücklich verzeichnet. Erst, wenn die 'Neue Freie Presse' sich entschließen könnte, die rumänischen Pauschalien den rumänischen Juden zuzuwenden, wäre der Zusammenhang, den Sie heute vermissen, hergestellt.

Confuser Leser. Nein. VERHAFTET wurde der Börsenkontorsinhaber Knöpfmacher. Die 400 Kronen für die türkisch—sephardische Gemeinde hat der Börsenkontorsinhaber »Consul« Thalberg gespendet. Die 'Neue Freie Presse' hat an auffallender Stelle eine Danksagung des Vorstandes gebracht, und ich begreife nicht, wie Sie die beiden Ereignisse verwechseln können.

Kenner. Hermann Bahr schrieb jüngst über eine Debütantin, die im Deutschen Volkstheater durchfiel, daß ihr Antlitz »frei, rein und fast diaphan«

sei und ihre Augen, wenn sie sinnt und horcht, stahlblau, im Zorn aber »gelb entflammt wie Bernstein« seien. Soweit ginge die Sache. Bahr erklärte aber auch, daß man, wenn ein solches Talent auftauche, nicht »MIT GESUNKENEN HÄNDEN zuschauen« dürfe. Sie fürchten nun, daß diese Bemerkung die Position Bahr's im 'Neuen Wiener Tagblatt' erheblich verschlechtern werde. Die GESUNKENEN Hände hätten ihm die Redaktionskollegen, die auch nicht besser deutsch schreiben, wohl noch hingehen lassen. Aber, daß er mit den Händen, die doch ausschließlich zum Reden da sind, von nun an auch sehen wolle, scheint ihnen eine Neuerung, die sie dem kühnen Stürmer mit Recht verübeln. Herr Wilhelm Singer, der fast zärtlich an Bahr hängt, soll dem neuen Mitarbeiter wegen seiner Verachtung aller »Steyrermühl«—Traditionen bereits ernstlich Vorstellungen gemacht haben. Er bat ihn, sich in den Rahmen des Blattes zu fügen, und redete ihm mit erhobenen Händen zu. Bahr aber fuhr fort, ihn mit gesunkenen anzuschauen.

Neugieriger Leser. Sie machen mich auf das Referat des Herrn Landesberg in der 'Österreichischen Volkszeitung' über eine Novität des Josefstädter Theaters aufmerksam und fragen, wer der »GEISTVOLLE DEUTSCHE LUDWIG FISCHL« ist, den, wie's in der Rezension hieß, die Komödie zum Bearbeiter hat. Natürlich ein Redaktionskollege des Deutschen Landesberg.

Maske. Kommt Alles an die Reihe. Mitteilung bestimmter Tatsachen höchst willkommen.

Herrn Stoll, Regisseur der Hofoper. Ich höre, daß Sie sich etwas paschamäßig aufführen und den Chor und die Bühnenarbeiter mehr, als es erlaubt und in anderen Theatern üblich ist, schinden und plagen. Ich hätte Ihnen gerne zu dieser Auffassung Ihres Berufes ein Wörtchen gesagt. Aber seitdem Sie den Franz Josefs—Orden bekommen haben, soll mit Ihnen überhaupt nicht mehr zu reden sein ...

Herrn Prof. Josef Bergmann, Fachschriftsteller. Wenn ich Sie damit »glücklich mache«, so will ich gerne der Feststellung Raum geben, daß Sie mit dem in Nr. 51 genannten Sigmund Bergmann weder identisch noch verwandt sind.

Herrn W. Fred. Sie senden mir »mit Bezugnahme auf § 19 des Preßgesetzes« die folgende Berichtigung: »I. Es ist unwahr, daß ich durch Entrichtung des Schulgeldes dem Wasagymnasium als Schüler angehört habe; wahr ist hingegen, daß ich niemals an diese Anstalt Schulgeld entrichtet, diese Anstalt niemals besucht habe und dementsprechend nie in den Listen der Anstalt als Schüler eingetragen war. II. Es ist unwahr, daß ich in meinem im 4. August an Sie gerichteten Briefe scherzhaft übertrieben oder Sie angelogen habe; wahr ist hingegen, daß die von mir in diesem Schreiben gemachten Angaben der Wahrheit nachweisbar vollständig entsprechen. III. Unwahr ist ferner die von Ihnen gemachte Angabe, ich hätte meine Gymnasialstudien nicht vollendet; wahr ist hingegen, daß ich meine Gymnasialstudien durch Ablegung der für österreichische Staatsgymnasien vorgeschriebenen Maturitätsprüfung beendet habe. IV. Unwahr ist schließlich, daß ich vom k. k. öst. Museum oder dessen Direktor, Herrn Hofrat A. v. Scala eine Subvention aus Staatsmitteln zur Förderung des heimischen Kunstgewerbes erhalten habe; wahr ist lediglich, daß ich für die von Hofrat A. v. Scala redigierte Zeitschrift 'Kunst und Kunsthandwerk' eine Reihe von Aufsätzen geschrieben habe und für diese Arbeiten in der üblichen Weise honoriert wurde. Hochachtungsvoll W. Fred.« — — Aber Herr Fred! Wer wird denn so kindisch sein? Wollen Sie denn mit aller Gewalt auch nach Ablegung der für österreichische Staatsgymnasien vorgeschriebenen Matura als Gymnasiast betrachtet werden? Sie bestehen hartnäckig darauf, vor der großen Öffentlichkeit zu konstatieren, daß

Ihre ersten literarischen Triebe nicht dem Schulschwänzen am Wasagymnasium entsprossen sind. Ich gestehe Ihnen zu, daß sich der Literarhistoriker, den ich dieserhalb seinerzeit befragt, geirrt haben mag, daß Sie wirklich am Josefstädter Gymnasium nichts taugen wollten und daß Sie in Ihrer ersten kindischen Zuschrift die Wahrheit gesagt haben. Nun, der Streitfrage, ob Sie im achten oder neunten Bezirke Ihr Schulgeld erlegt haben, mag ein wichtiges BIOGRAPHISCHES Moment zugrunde liegen; an der Tatsache, daß sie IRGENDWO nichts gelernt haben, ändert sich nicht das geringste. Nicht das Preßgesetz, sondern eine gute Laune hat mich bestimmt, Ihre Berichtigung abzudrucken. Sie Schäker hatten so nebenbei die Absicht, durch mein Blatt die Nachricht zu »lancieren«, daß Sie — nach wiederholten vergeblichen Versuchen — MATURA GEMACHT haben. Ich habe dies mit keinem Worte bestritten, wäre darum nicht verpflichtet, von dieser Mitteilung, die Ihnen jetzt zu hohem Ansehen in der literarischen Gemeinde verhelfen soll, publizistischen Gebrauch zu machen, und bin überhaupt, da ich kein Tagesblatt redigiere, auf interessante Nachrichten nicht erpicht. Und doch, ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Ihre Berichtigung, wie sie ist, abzudrucken. Sie haben nie das Wasagymnasium besucht, haben in Meran — ich bitte nicht zu berichtigen, daß es in Bozen geschah — nach einem Wiener Durchfall die Maturitätsprüfung abgelegt — und dies alles ändert doch nichts an dem Urteil, das ich über Ihr literarisches Auftreten gebildet habe und das noch aus jener Zeit stammt, da Sie eine andere Wiener Anstalt ebensowenig wie das Wasagymnasium besuchten, ein paar falsche Adjektiva von Herrn Bahr, aber sonst nichts zu lernen bestrebt waren und es der Gedankenlosigkeit der 'Neuen Freien Presse' und anderer Wiener Redaktionen verdankten, daß zum größten Erstaunen Ihres Deutschprofessors Ihre kunstkritischen und novellistischen Versuche da und dort eine Ablagerungsstätte fanden. Matra gemacht zu haben, ist kein Verdienst, ein schlechter Gymnasiast zu sein, keine Schande. Und dem gefesselten Genius auf der Schulbank literarisches Streben und Kunstinteresse verübeln zu wollen, wäre kleinlich und engherzig. Aber Alfred Wechsler, der, wenn's zwölf Uhr läutete, als W. Fred seinen journalistischen Verbindungen nachschlich, hat nie eine Sturm— und Drangperiode durchlebt. Er war immer ein abgeklärter Gymnasiast, der sich's hundertmal überlegt hätte, eine temperamentvolle Dummheit zu schreiben, und es schon in frühester Jugend vorzog, eine temperamentLOSE zu schreiben. Ich erinnere mich der Betrachtungen über das alte Burgtheater, die Sie als Septimanager vor etwa drei Jahren schrieben und zu deren Abdruck sich das ahnungslose 'Magazin für Literatur' in Berlin hergegeben hat; ich staunte damals über die Rüstigkeit des Gymnasias-ten, der sich noch mit aller Genauigkeit an Anschütz, La Roche und Fichtner »erinnerte«. Bei Premieren war Ihr Platz natürlich mitten unter den Auguren im Zwischengang des Parketts, nach Schulschluß eilten Sie in die Journalistenloge des Parlaments, um über die letzten Ereignisse an ein Berliner Blatt zu telephonieren. Ich mußte damals nicht nur darüber staunen, wie früh Sie unreif geworden waren, sondern auch über die Dreistigkeit, mit der Sie, der doch an kunstkritischer Unberufenheit sich's hätte genügen lassen müssen, sich auf einen Berichterstatterposten vordrängten, dessen pekuniärer Vorteil vielen anderen, die weder Mittelschüler noch die Söhne reicher Eltern waren, versagt bleiben mußte. Oder sollten Sie mit Ihrer damaligen Stellung bloß renommiert haben, wie Sie später in London mit Ihrer Wiener Vergangenheit, in Wien mit Ihrer staatlichen Subvention renommierten? Und so komme ich denn zum letzten Punkt Ihrer Berichtigung. Traurig genug, daß sich nicht nur Journale, wie die wissenschaftliche Beilage der 'Münchener Allgemeinen', wie 'Artist' in London, zur Verbreitung Ihres Gestammels herbeilassen, sondern

daß Sie auch für das Blatt des Hofrates v. Scala eine Reihe von Aufsätzen schreiben konnten, für die Sie »in der üblichen Weise honoriert« wurden. Aber Sie haben wiederholt selbst behauptet, daß Ihre Verbindung mit Herrn Hofrat Scala eine noch viel engere ist. Die Kunstschriftsteller Wiens waren entsetzt darüber, daß Herr W. Fred, WIE ER ÜBERALL HERUMERZÄHLTE, eine staatliche Subvention für seine Pariser Reise erhalte, derselbe Herr Fred, der nach seinem schlechten und in schlechtem Deutsch geschriebenen Werk über die »Präraphaeliten« kurz vorher von einem Fachmann wie Professor Muther als kecker Eindringling aus dem Reiche kunstkritischen Wirkens gejagt worden war. Das Museum — fragte man sich —, das an Folnesics und Dreger wirklich vortreffliche Fachleute hat, läßt einen Fred über Architektur schreiben und sendet ihn jetzt gar nach Paris? Ich kann Zeugen dafür nennen, daß Sie selbst von einer Mission im Auftrage des Herrn v. Scala gesprochen und hier 1000 Francs, dort 600 Gulden als die Summe bezeichnet haben, die Ihnen zur Förderung des heimischen Kunstgewerbes ausgesetzt sei. Es ist erfreulich und Herr Hofrat v. Scala kann Ihnen dafür nur dankbar sein, daß Sie jetzt die Geschichte von der staatlichen Subvention selbst als unwahr bezeichnen. So haben Sie also auch einmal die Wahrheit gesagt. Setzen Sie sich!

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **K a r l K r a u s.**
Druck von Moriz Frisch, Wien, I., Bauernmarkt 3.